



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Joachim, E.: Aus dem Unglücksjahre 1807 : Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreußen. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus dem Unglücksjahre 1807

Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreußen

Mitgeteilt von E. Joachim

3



un folgt eine Reihe festlicher Tage in dem sonst so stillen Tilsit. Noch am 26. kommt Alexander in die Stadt mit seinem Bruder Konstantin und drei Herren vom Gefolge. Ein langes Spalier französischer Garden empfängt ihn; Napoleon ist selbst erschienen, um seinen neuen Freund heiter und galant zu begrüßen. Dann reiten die Monarchen, umgeben von einer glänzenden Suite, zur Wohnung des französischen Kaisers, bei dem ein großes Festmahl stattfindet. Am 27. Juni ist großes Manöver und Parade der französischen Gardeinfanterie vor den beiden Kaisern und dem Großfürsten. Alexander ist entzückt. Es herrscht eine große Harmonie unter Franzosen und Russen. Der König von Preußen ist krank. Bennigsen und die russischen hohen Offiziere machen keinen besondern Eindruck. Am 28. treffen die Offiziere der französischen Garde Vorbereitungen zu einem großen Verbrüderungsfeste, das sie ihren russischen Kameraden geben wollen. Napoleon läßt zu diesem Zwecke drei Rationen verteilen. Nun kommt auch der König von Preußen (er wohnte in Piktupönen), um Napoleon seinen Besuch zu machen; er soll am Ufer empfangen werden, man landet ihn jedoch an einer Stelle, wo er nicht erwartet wird, und es verstreichen wohl zwanzig Minuten, ehe man ihn begrüßt. Kaiser Alexander ist der erste, der erscheint und ihm die Hand reicht. Dann steigen beide zu Pferde und begeben sich zuerst in das russische Quartier, von dort zu Napoleon, der ihnen bis zur Haustür entgegentritt. Der arme Friedrich Wilhelm ist sehr mager; er trägt eine blaue Uniform mit silbernen Knöpfen und einen Tschako, nach russischer Art mit einem schwarzen Federbusch, der ihn noch länger, oder „wenn man will, noch größer“ erscheinen läßt. Er sieht traurig und melancholisch aus und erregt allgemeines Mitleid. Napoleon behandelt ihn mehr gütig als mit Auszeichnung, während man den russischen Kaiser mit zarten Aufmerksamkeiten überschüttet; dafür aber — so meint Percy — haben die Preußen nichts als Dummheiten begangen. Es findet dann ein Kavalleriemanöver statt, dem die drei Monarchen beiwohnen. Es macht den Eindruck, als wage es der preußische König nicht, sich zu den Kaisern zu gesellen; er bleibt meist hinter ihnen und öffnet die Lippen nicht; doch grüßt man ihn, und die beiden andern behandeln ihn höflich. Beim Einmarsch bemerkt Napoleon, zu dessen Linken Alexander und Friedrich Wilhelm reiten, unsern biedern Percy und lächelt ihm ein wenig schadenfroh zu. Was liegt nicht alles in dieser Miene? meint unser Gewährs-

mann. Am 29. manövriert die Artillerie vor den Monarchen. Einem französischen Unterarzte läßt der russische Kaiser für gewisse ärztliche Berrichtungen einen Ring im Werte von 3000 Franken und eine Rolle mit 150 Dukaten eingehändigen. Am 30. Juni erfolgt dann das große Fest, das von der französischen Garde den Russen und Preußen gegeben wird. Auf einer Wiese hat man Tische und Bänke aufgeschlagen in Form eines großen Vierecks, in dessen Mitte die Musik spielt. Man bewirtet die Gäste mit Suppe, Rindfleisch, Schweine-, Hammel- und Gänsebraten, auch Hühner fehlen nicht; dazu gibt es Bier und Schnaps. Die Russen sind, der französischen Sprache nicht mächtig, anfangs schüchtern und halten sich zurück, werden aber unter der freundlichen Behandlung ihrer Wirte bald lebhafter, und alles geht gut vonstatten. Ein preußisches Gardebataillon kommt etwas später; es sind zu wenig Russen da, und man muß auch Rücksicht auf den König nehmen. Muntre Fanfaren ertönen, und es herrscht große Heiterkeit. Auf einer weißen Standarte sieht man die Initialen N, A und F. Die Russen tauschen ihre Mützen mit den Franzosen, dann auch die Kleider und sogar die Schuhe, und man hört auf dem Platz und in der Stadt, wohin viele strömen, die Rufe: Es leben die Kaiser! Es lebe der König von Preußen! Doch ist der letzte Ruf feltner und heiserer. Übrigens geben sich die Preußen vergnügter als die Russen; zum Essen ein wenig zu spät gekommen, laben sie sich an den Resten und entschädigen sich durch Trinken. Alles ist schließlich berauscht; doch läuft die ganze Sache ohne Skandal ab. Auch die Offiziere der französischen Garde veranstalten ein ähnliches Verbrüderungsfest, das recht heiter, zu allgemeiner Zufriedenheit verläuft. Jedes Gardebataillon hat dazu drei Offiziere entsandt.

Bei einer Revue der französischen Grenadiere zu Pferd sieht man an der Seite Napoleons unsern König zum erstenmal lächeln.

Am 1. Juli hat Percy eine Audienz bei dem Kaiser Alexander. Großfürst Konstantin ist zugegen. Der Kaiser ist ein wenig schwerhörig, und man muß vor ihm laut reden. Er ist äußerst liebenswürdig und unterhält sich von den Verwundeten seines Heeres. Auf die verblüffende Frage, ob es bei Friedland viele Blessirte gegeben habe, zieht sich Percy mit Geschick aus der Affäre, indem er bemerkt, daß immer viel Blut fließe, wo zwei große Armeen aufeinander treffen. Der Wahrheit gemäß kann er auch dem Kaiser versichern, daß die russischen Ambulanzen besser eingerichtet seien als die der Franzosen, namentlich hätten sie vorzügliche Instrumente, die wohl aus England stammten, wo gegen Alexander mit Selbstgefühl bemerkt, daß es gerade in Petersburg sehr gute Messerschmiede gebe. Der Großfürst zeigt sich sehr lebhaft, gestikuliert heftig, scheint aber gutmütig zu sein.

Am 4. Juli stellt sich Percy dann auch (nach einer längern Audienz bei Napoleon) dem König von Preußen in dessen bescheidenem Quartier vor. Das Gespräch dreht sich zunächst um die Persönlichkeit des Generalchirurgen der preußischen Armee Görcke,*) den sein französischer Kollege, ohne ihn persönlich

*) Joh. Görcke, geb. 1750 zu Sorquitten in Ostpreußen, seit 1797 Generalstabchirurg der preußischen Armee, der sich um die preußische militärärztliche Organisation dieselben Verdienste erwarb wie Percy um die französische.

zu kennen, nach seinem Rufe und durch einen mehrfach mit ihm geführten Briefwechsel hoch verehrt. Die Rede kommt dabei natürlich auch auf die Berliner Peviniere (das jetzige medizinisch = chirurgische Friedrich = Wilhelms = Institut in Berlin; militärärztliche Bildungsanstalt, begründet von Görcke), der Percy hohes Lob zollt, wogegen auch der König dem französischen Militär-sanitätswesen seine volle Anerkennung zuteil werden läßt. Auf des Königs Frage, ob Percy Berlin kenne, bemerkt dieser, er habe sich dort lange genug aufgehalten,*) um wahrnehmen zu können, daß der König dort geliebt und verehrt sei, und um sich mit allen guten Preußen darüber zu betrüben, daß dem Staat ein solches Unheil widerfahren sei. Es werde auch den Franzosen tröstlich sein, Seine Majestät nach Berlin zurückkehren zu sehen, wohin sie die Wünsche liebender Untertanen riefen. „Ja, erwiderte hierauf der König seufzend, wenn Ihr Kaiser mir eine Existenz läßt!“ Dabei rollen ihm die Tränen über die Wangen, und auch Percy kann seine Bewegung kaum meistern. Der Abschied zwischen den beiden ist denn auch beinahe herzlich.

Der Abend dieses Tages sieht Percy noch im Lager der Kalmücken und Baschkiren, wo er starke Eindrücke gewinnt. Einige russische Offiziere geleiten ihn dorthin. Was für sonderbare Gestalten, diese Kalmücken! Einer sieht aus wie der andre. Alle sind wie aus einem Ei, Gemeine wie Offiziere. Im allgemeinen von kleiner Statur, von ruhig = brauner Hautfarbe, mit kleinen, halb geschlossenen Augen, breiten vorspringenden Backenknochen und kleinen Nasen (ein Profil ist gar nicht vorhanden), aber breiten Unterkiefen, tragen sie meist den Vorderkopf rasiert, dazu blaue Röcke und weite blaue Hosen, Niederschuhe und Pelzmützen, als Waffen lange Lanzen mit blau = roten Fähnchen, Husarenfäbel und Pistolen. Einer ihrer Offiziere nimmt eine solche Lanze mit scharfer Stahlspitze und zückt sie gegen Percy mit dem Rufe: „Hurra, Franzose!“ was natürlich ein Scherz sein soll. Anders die Baschkiren. Bei ihnen glaubt man in China oder in Japan zu sein: Kostüme, Gestalten, Gebräuche und Liebhabereien sind völlig asiatisch. Es sind schön gewachsene Leute und weniger schwarz als die Kalmücken, mit kleinen chinesischen Schlitzaugen, breiten Nasen, starken Backenknochen, eingedrücktem Mund, aber sehr schönen Zähnen. Das häßliche Gesicht hat einen Zug von Bonhommie. Sie sind lebhaft und munter, gastfrei und leicht im Verkehr. Sonderbar sind ihre Speisen, die sie mit vielen Umständen vor den Augen der Besucher zubereiten. Sie halten wenig Gemeinschaft mit den Kalmücken, sind nüchtern und schamhaft; tragen keine Uniform, sondern jeder kleidet sich nach eigenem Geschmack in asiatischem Schnitt. Kleider und Stiefeln bereiten sie sich selbst. Gemeinsam aber ist allen die Fuchspelzmütze von enormer Größe mit vier riesigen Klappen, die sich herunterschlagen

*) Berlin hatte unsern Percy tatsächlich sehr imponiert durch seine schnurgeraden, mit Trottoirs versehenen Straßen, durch seine Kirchen, das Schloß, das Zeughaus, seine Kasernen und prachtvollen Privatgebäude. A Berlin, autant qu'à Paris, il y a du génie, du goût et des talents. Künste und Wissenschaften blühen hier. Doch gefielen ihm die Berliner wenig, ayant un air effronté, cynique, rodomont (froh, cynisch, prahlerisch). Die Preußen sollen die Gascogner Deutschlands sein; jedenfalls verdienen die Berliner diese Bezeichnung (Journal S. 100).

lassen; doch tragen sie sie nur im Dienst, im Lager aber kleine chinesische Mützen nach eigenem Geschmack, haben aber immer den Kopf bedeckt im Gegensatz zu den Kalmücken, die immer barhäuptig sind. Sie sind Heiden, wollen aber nicht verstehn, wenn man sie bittet, ihre Fetische zu zeigen. Dagegen hört Percy einige von ihnen eine eigentümliche Nationalmusik vollführen. Die Tataren führen Bogen und Köcher mit gestählten Pfeilen, die vorn die Form eines Pit-Uk haben, daneben Türkenjübel. Sie gleichen den alten Parthern, wie sie Le Brun in seinen Alexanderschlachten darstellte; vielleicht sind sie auch Abkömmlinge dieser Rasse. Die Kosaken sind schöne, martialische, stolze und hochmütige Leute, gleich uniformiert und tragen Lanzen ohne Fähnchen und lange Radmäntel von Pelzwerk, das sie nach außen drehn.

Der 6. Juli*) ist besonders denkwürdig durch die Ankunft der Königin Luise, die, nicht achtend der Beleidigungen, die ihr durch Napoleons Bulletins wiederholt zugefügt worden waren, aus Memel herbeigeeilt war und nun vor dem Gewaltigen erschien, um ein besseres Los für ihr Land zu erbitten. Ihr Empfang durch den Imperator ließ an Höflichkeit und Galanterie nichts zu wünschen übrig. Napoleons Hofstaat in großer Uniform empfing sie. Dann machten ihr beide Kaiser einen Besuch und ließen sie später von je einem Marschall zu dem Diner bei Napoleon geleiten. Um sieben Uhr Abends fuhr sie dort in einer achtpännigen Karosse vor, neben der Marschall Bessières ritt. Der Wagen fuhr langsam, und zuweilen konnte man die Königin darin erblicken. Napoleon begrüßt sie, ihr die Hand reichend, und führt sie unter verbindlichen Worten in die Gemächer. Sie erscheint den Augen Percys jung, sehr blond, hat weißen Teint, aber wie es scheint, auch Schminke aufgelegt; ihr Gesichtsausdruck ist angenehm. Sie logiert auf der andern Seite des Memelstroms und kehrt am folgenden Tage wieder zurück nach Tilsit. Alles will sie sehen; als sie sich am Abend um sieben Uhr wieder zu Napoleon begibt, diesmal geleitet von dem Fürsten von Neufchatel (Generalstabschef Marschall Berthier) — bei der Wof wird der General Barbier genannt, was wohl eine Verwechslung ist. Percy kannte Berthier persönlich sehr gut und wird sich schwerlich geirrt haben. Siehe auch Paul Baillet, Königin Luise in Tilsit; Hohenzollernjahrbuch 1899 —, defiliert vor den Fenstern dort der ganze Hofstaat. Man tritt ihr mit vollkommener Höflichkeit entgegen, und alles — so meint Percy irrigerweise — läßt darauf schließen, daß sich Napoleon groß und edelmütig gezeigt habe; es waren nur leere Höflichkeiten, die er für sie übrig hatte.

*) Napoleon schreibt am 6. Juli an die Kaiserin Josephine: La belle reine de Prusse doit venir dîner avec moi aujourd'hui; au demselben Tage an Cambacérés: La reine de Prusse est arrivée de Memel et vient aujourd'hui me faire une visite. Am 7. Juli schreibt er an die Kaiserin: Mon amie, la reine de Prusse a dîné hier avec moi. J'ai eu à me défendre de ce qu'elle voulait m'obliger à faire encore quelques concessions à son mari; mais j'ai été galant et me suis tenu à ma politique. Elle est fort aimable. Und am 8. Juli: La reine de Prusse est réellement charmante; elle est pleine de coquetterie pour moi; mais n'en sois point jalouse; je suis une toile cirée sur laquelle tout cela ne fait que glisser. Il m'en coûterait trop cher pour faire le galant. — Auch Constant (III, 293) sagt: L'empereur cherchait à lui plaire, et elle ne négligeait aucune des innocentes coquetteries de son sexe pour adoucir le vainqueur de son époux.

Am 7. Juli wurde der Friede zwischen Frankreich und Rußland unterzeichnet, zwei Tage später der mit Preußen. Alles rüstet sich, Tilsit, das nun wieder in seine beschauliche Ruhe zurücksinken wird, zu verlassen. Bevor Napoleon abreist, findet noch eine große Abschiedszeremonie statt. Vor dem Logis des Kaisers Alexander nimmt dessen Garde unter dem Kommando des Großfürsten Konstantin Paradeaufstellung; gegenüber steht ein Bataillon französische Gardejäger. Französische und russische Militärkapellen konzertieren, die letzten mit besserem Erfolge. Bald erscheint Alexander, er wie sein Bruder angetan mit dem Großkordon der Ehrenlegion, steigt zu Pferde und begrüßt seine Leute, die wie mit einem einzigen Laut auf der ganzen Linie danken. Dann kommt Napoleon, geschmückt mit dem blauen Bande des Andreasordens, schreitet die russische Aufstellung ab, läßt mit Genehmigung seines Kaisers den ersten Flügelmann vortreten und händigt ihm das Kreuz der Ehrenlegion ein, wofür der Mann befangen mit Handfuß dankt. Die Zuschauer sind gerührt; ein braver Tilsiter Spießbürger neben Percy vergießt Tränen. Die beiden Kaiser ziehn sich auf eine volle Stunde zurück. Dann reist Napoleon noch an demselben Tage (9. Juli) ab. König Friedrich Wilhelm hat dieser rührenden Abschiedsfeier nicht beigewohnt.

Am 10. Juni begibt sich auch Percy auf den Heimweg, und wir wollen ihm noch eine Strecke das Geleit geben. Er reist über Labiau — unterwegs fällt ihm das Barfußgehn der Leute auf; sie müssen doch sehr arm sein! er nimmt auch Notiz von dem Großen Friedrichsgraben; gute Unterkunft; vive Labiau! — nach Königsberg, wo er am 12. Juli zur Mittagszeit eintrifft. Hier findet er Quartier bei einem Bankier, der seit Monaten mit seinen Kindern in Riga weilt und nur die Lehrerin und einen Kommiss im Hause zurückgelassen hat. Man ist aber sehr gut hier aufgehoben. Das erste, was in die Augen sticht, sind die vielen schönen Damen, vollblütig, gesund und elegant gekleidet; sie drängen sich, um den Kaiser Napoleon zu sehen. Die Stadt selbst liegt auf einer Anhöhe, hat enge, krumme Straßen und ein entsetzliches Pflaster; außer ein paar hübschen Häusern sieht man nicht ein bemerkenswertes Gebäude oder Monument. Das alte, ehrwürdige Schloß erregt fast Übelbefinden dem, der es näher ansieht. Es war ja freilich damals noch mit den häßlichen Anbauten verunstaltet, die erst vor wenig Dezennien verschwunden sind. Die medizinische Fakultät der Universität ist miserabel, mitleiderregend die Universitäts- und die Schloßbibliothek. Der berühmte Kant hat lange Zeit die Köpfe der Lehrer und Studenten verwirrt; er muß sehr häßlich gewesen sein, wie seine abscheuliche Büste zeigt, die von den Russen zerbrochen und umgestürzt worden ist.

Überraschend ist die große Ausdehnung der Stadt, die von mehreren Kanälen durchschnitten ist (den Pregelarmen und dem Schloßteiche, den Percy auch für einen Kanal ansieht). Das Wasser ist braun und stagnierend und verbreitet einen pestilenzialischen Geruch — wie zuweilen noch heute in Sommertagen —, doch soll darunter die Gesundheit der Leute gar nicht leiden. Nirgends hat Percy so viele Heringe essen sehen wie hier; sogar auf der Straße sieht man Leute, die rohe Heringe ohne Brot verspeifen.

Napoleon reist am 13. Juli von Königsberg ab, geradeswegs nach Dresden;

Percy bleibt noch da, um die Lazarette anzusehen. Was die preussische Verwaltung eingerichtet hat, ist vorzüglich. Überall zeigt sich hier Umsicht und Intelligenz, die vorteilhaft gegen die französische Administration absticht, bei der Diebe und Briganten schalten. Man sieht, sein Urtheil hat sich seit Tilsit sehr geändert. Auch lebt es sich hier in Königsberg gar nicht so übel. Die herrlichen Erdbeeren, die man hier bekommt, munden dem Franzosen wohl. Hübsch ist's am Sonntag, den man hierzulande besonders feiert. Jedermann zieht sich dann gut an und geht spazieren oder vergnügt sich auf dem Wasser. Man sieht sehr elegante Damen, und es herrscht überall guter Ton, Höflichkeit, Galanterie, ja sogar Koketterie. Man belustigt sich in einem öffentlichen Garten neben dem Finkensteinschen Palais am Kanal (Schloßteich), auf dem sich zierliche Nachen tummeln, bei Konzertmusik. Hübsch ist der Blick auf die Brücke und nach allen Seiten. Hier findet man ganze Familien mit Frauen und Töchtern. Man isst und trinkt; das landesübliche Getränk scheint Weinlimonade zu sein (wohl Bowle, oder wie mich wahrscheinlicher dünkt, der noch heute, sogar an warmen Tagen, nicht verschmähte Grog von Rum und Rotwein).

Bemerkenswert ist noch eine Unterredung, die Percy hier mit dem Generalstabschirurgen Görcke hatte. Dieser versichert ihm, wie andre verständige Leute auch, daß kein wahres Wörtchen an den boshaften Gerüchten von einer Liaison der Königin Luise mit dem Kaiser Alexander sei; die hohe Dame sei ehrbar und einwandfrei, eine gute Gattin und liebevolle Mutter; sie ist sparsam, ihr Gatte aber geizig, und nirgends sei es trauriger als am königlichen Hoflager, wie Görcke berichtet, der eben aus Memel zurückgekehrt war.

Am 25. Juli verläßt dann Percy auch Königsberg nach herzlichem Abschied von dem Kollegen und neugewonnenen Freunde Görcke. Der Flecken Brandenburg in der Nähe des Frischen Haffs erinnert durch nichts, daß er die Wiege des königlichen Hauses Preußen sei. Wir müssen unserm guten Percy seine historischen Schnitzer schon verzeihen, denn einen Baedeker und dergleichen hatte man damals noch nicht. Dafür entzückt ihn ein in der Nähe liegender herrlicher Park in englischem Geschmack (Weßlienen?), von dem man eine hübsche Aussicht auf das von Segeln belebte Haff genießt. In dem alten Braunsberg (26. Juli) sieht er in einem großen Garten einen alten Lindenbaum, um den man ein vierstöckiges hölzernes Gerüst, wie ein Haus mit vier Fenstern, errichtet hat. Frauenburg, hoch liegend, mit weitem Blick auf das Wasser, gefällt Percy nicht übel; im Dom zeigt man ihm zwei meisterhafte Bilder: „Das Abendmahl St. Pauli“ (la communion de St. Paul; soll heißen la conversion), und „Jesus, das Brot in der Wüste austheilend“. Auch den Kopernikusturm mit dem von dem großen Mann erfundenen hydraulischen Werk vergißt er nicht zu erwähnen.

Zwei Meilen vor Elbing kommt man auf die neue Chaussee, die nach Königsberg weitergebaut werden soll, ein schönes Werk, das hin und wieder mit Bänken und fast eleganten Ruheplätzen versehen ist.

In Elbing hält sich dann Percy einige Tage auf. Es ist für ihn ein sehr angenehmer Ort, ähnlich gebaut wie Danzig und Königsberg; vor jedem Hause ein Beischlag, auf dem man nach des Tages Last und Mühe frische Luft schöpfen kann. Sein Hauswirt, ein alter Doktor, hat einen sehr schönen Garten,

was ihm besonders behagt. Den Elbingern wird Höflichkeit, Güte und besond're Reinlichkeit nachgerühmt. Komisch wirkt die Bemerkung, daß die Einwohner von Elbing schlechte Zähne haben müssen, da Percy's alter Hauswirt und dessen Genossin an diesem Mangel leiden. Es herrscht hier ein nicht unbedeutender Handel; auf dem Wasser sieht man prächtige Schiffe, am Ufer große Speicher. Die katholische Kirche ist miserabel, doch darin bemerkenswert ein Beichtstuhl, dessen Füllung ein Bild trägt, das ein großes Herz darstellt; in dessen Mitte fegt ein Engel Kehrlicht weg, und kleine Teufelchen mit spaßhaften Gesichtern fliegen davon; das soll die Austreibung der sieben Todsünden bedeuten.

Am 4. August reist Percy von Elbing ab. Die ganze Zeit über, die er dort geblieben ist, hat eine ganz außergewöhnliche Sommerhitze geherrscht, die ihn von nun an durch den tiefen Sand Westpreußens und der Neumark bis Berlin nicht mehr verläßt. Zwanzig Tage ist er bis dorthin auf der Reise, und er schaut noch mancherlei, was er als bemerkenswert seinem Journal einverleibt. Wir wollen ihn hier aber verlassen und uns mit Dank für die vielen interessanten Mitteilungen aus bewegter Zeit von diesem liebenswürdigen Manne verabschieden, der als unser Feind zu uns gekommen ist und sich, wie wir den Eindruck mit uns nehmen, nicht gar so gern von uns trennte.



Über Budapest nach Bukarest

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



ingehende Beschäftigung mit der Entwicklung der Machtstellung Rußlands in Zentralasien, Interesse an der Geschichte dieses weiten Landes hatten in mir schon lange den Wunsch wachgerufen, den Spuren des Vordringens der Russen zu folgen und mir ein Urtheil über ihre kolonialisatorischen Erfolge in dieser Gegend zu bilden. Wenn es mir auch Zeit und Mittel nicht erlauben würden, mich weit von der Eisenbahn zu entfernen, so durfte ich doch hoffen, durch gute Empfehlungen und ausreichende Sprachkenntnis unterstützt, mich gerade über diese Frage ausreichend unterrichten und auf der Hin- und der Rückreise zum Beispiel in Geok-tepe, Mars und Sewastopol etwas praktische Kriegsgeschichte treiben sowie Truppentransporte nach Ostasien beobachten zu können. Und da ich kein Geograph oder Reisender von Beruf bin, auch offen gestanden nur sehr ungern auf die vielen Unnehmlichkeiten der Zivilisation verzichte, so war meine Reiseroute von vornherein gegeben. Ich fand in meinem Wirkungskreise drei liebenswürdige Reisetheilnehmer, mit denen ich mich in die Reisevorbereitungen teilen konnte. Als wir uns aber getrennt hatten, um verschiedene Kommandos anzutreten, drohten die Ende Januar 1905 von Petersburg eintreffenden Nachrichten und die daraufhin von kompetenter Stelle erhaltenen Ratschläge unsre schönen Pläne über den Haufen zu werfen. Auf briefliche Verständigung angewiesen, einigten wir uns, anstatt über Petersburg, Moskau, Drenburg, Tashkent und